

Briefe an eine Livländerin.

I.

Weihnachtsplauderei.

Im December 1876.

Gnädige Frau!

Das Weihnachtsfest stand vor der Thür. Wir sassen in Ihrem traulichen Eckzimmer, die Männer am Kaminfeuer, Sie und die Damen Ihres Hauses an einem grossen Tisch, der mit allerlei buntem Zeug bedeckt war. Wir Männer legten je nach Neigung und Befähigung die Hände in den Schooss oder schnitten nach Ihren Angaben Netze aus Goldpapier; Sie und die übrigen Damen nähten, falteten das Genähte zusammen, bereiteten den Stoff zur Verarbeitung vor. Dabei flogen heitere und ernste Gespräche hin und her. Das Kaminfeuer, das zuerst lustig geflackert hatte, sank nieder und verknisterte endlich in den Kohlen der verbrannten Scheite. Die grosse Uhr schlug langsam ihre 12 Schläge, und Abschied musste genommen werden. Denn draussen schüttelten bereits die Pferde, die mich aus Ihrem freundlichen Kreise führen sollten, ungeduldig die Köpfe, dass das Schellengeklingel bis in Ihr gemüthliches Kaminzimmer drang, und — es musste Abschied genommen werden.

Ich konnte leider nur Ihre Vorbereitungen zum Weihnachtsfest sehen; Zeuge der Freude, welche Sie mit Ihren Arbeiten und wir mit unsern goldpapierenen Netzen bereiteten, durfte ich nicht sein, und meiner Phantasie blieb es überlassen, mir das Bild des Festes auszumalen: da sah ich denn Sie und Ihre Damen den geschmückten Weihnachtsbaum noch einmal mustern, all die Kleid-

Est.A

Tartu Ülikool

chen und Schürzen und Tücher, die Sie genäht und besäumt, noch einmal prüfen, ob sie auch auf dem rechten Platze lägen, und dann die Thür öffnen, durch welche — den Schulmeister voran — die flachsköpfige Jugend der Gemeinde drang; denn für diese, für die Schüler und Schülerinnen der Gemeindeschule Ihres Gutes hatten Sie gearbeitet, und diesen Kindern, nicht Ihren eigenen, galten die Stösse von Kleidern wie die goldenen Netze, die wir schneiden mussten.

Dieses Bild, wie Fritz Reuter in seiner Stromtid ein ähnliches beschreibt, stand vor meiner Seele, als mein Schlitten geräuschlos über den frischgefallenen Schnee dahinglitt. Die Glocke des Vorderpferdes sang mir eine eintönige, schwermüthige Melodie, die sich nur hin und wieder zu einem kräftigen Accent, gleichsam zu einer Mahnung zur Willenskraft in all der weichen Wehmuth der Abschieds-Gefühle zusammenraffte. Gewöhnlich hatte der Rosselenker durch einen Peitschenknall diese vorübergehende Energie bewirkt. Mir aber that es wohl, die Worte zu jenem monotonen Glockengesang, wie zu den lauterem Glockenschlägen zu suchen.

Sie kennen die Reize einer stillen Schlittenfahrt durch den schneegebeugten, mondbeglänzten Wald. Alles still ringsum, nur hie und da rauscht von den breiten Unterästen einer Tanne, die vor vielen Jahren, da sie noch jung war, dem Schicksal entging, als Weihnachtsbaum mit Lichtern geschmückt zu werden, der lockere Schnee hinunter, die Bäume gleiten dem Fahrenden vorüber, einer wie der andere, der Weg scheint abwechselungslos, endlos. In dem glitzernden Schnee hin und wieder eine Hasenspur; in kurzen Sprüngen, von keinem Jäger verfolgt, von keinem Lärm erschreckt, hat das Thier die Lichtung des Weges gekreuzt. Dann auch einmal die Spur eines grösseren Thiers, vielleicht eines jagenden Wolfs, den das Glockengetön in das Dunkel des Waldes gescheucht hat. Wer so zu Mitternacht auf Winterwegen durch unsere Wälder fährt, der hat das Gefühl, als sei er Entdecker bisher unbewohnter Gegenden, als gelange er in das Land, in welches der Mensch nie hinkam „mit seiner Qual“.

Aber gerade der tiefgelegene Wald, durch welchen mein Schlitten mich führte, wüsste von menschlicher Qual zu erzählen, wenn die ältesten seiner Stämme reden könnten. Und auch diese müssten's zuerst von ihren Vorgängern, von halbvermoderten,

moosbewachsenen, dahingestreckten Baumriesen gehört haben, was Alles hier geschehen. Doch die Natur hat vergessen, was einst ihr geregeltes Werden und Vergehen hier gestört, und das Blut, das der Boden hier getrunken, düngt längst nicht mehr die jüngeren Baumgeschlechter. Nur der Mensch hält an der Erinnerung fest und müht sich, das wieder in's Bewusstsein der Nachkommen zu rufen, was ebensowohl alten Groll lebendig erhalten, als Weisheit für die Zukunft wecken kann. In dem Walde, durch den mein Weg führte, hat Ihr Gemahl, gnädige Frau, nicht vergeblich nach den Gräbern dahingegangener Geschlechter gesucht. Der Grantrücken, welcher sich durch die Niederung zieht, birgt nicht bloß die Gebeine friedlich Dahingegangener. Dort haben sich Schädel verschiedener Nationen gefunden, mit scharfen und stumpfen Waffen zerschlagen, und die Waffen selbst lagen zersplittert und verrostet unter der dünnen Schicht von Asche und Kohle, welche der brennende Wald einst über die Schrecknisse des Kampfes gebreitet.

Zu Zeiten jener Kämpfe wurde das Haus gebaut, in welchem ich Sie die Weihnachtsgaben für die Kinder der Bauern bereiten sah. Man baute damals solide, die Keller und das Untergeschoss Ihres Hauses beweisen das; und man hatte die Zeit nicht, geschickte und des Steinbaus kundige Arbeiter zu berufen; man zwang die Leute umher, die dicken Mauern aufzuführen, und so ist das Gewölbe, aus welchem wir den feurigen Marsala zum Nachtschtrunk heraufzuholen pflegten, nicht kunstgemäss aus keilförmigen Steinen geschlagen, sondern einfach und roh durch Ueberkragung hergestellt, wie etwa das Schatzhaus des Atreus zu Mykenae, das Schliemann neuerdings so wirkungsvoll in Schatten gesetzt hat. Dieser rohen, vorgeschichtlichen Bauform bedienten sich Ihre Vorfahren zu einer Zeit, da man im Westen die kühnsten gothischen Bogen construirte, weil sie Eile hatten, ihr Haus wehrhaft und fest zu machen. Der Hof war ein Clastrum, ein Castell, das nach allen Seiten gewappnet und geschützt sein musste gegen Ueberfall.

Man muss in den Keller Ihres Hauses niedersteigen, um diese Kenntniss zu erlangen; was heute über dem Boden sich erhebt, sieht freundlich und gastlich dem Fremden entgegen, und Ihre Hausthür wird heute nur in der Nacht und nur den Verfehmten der Gemeinde geschlossen. Aber die Erinnerung der

Menschen deckt keine Aschen- oder Rasenschicht. In Volkssagen spukt noch das Gedächtniss alter Kämpfe, und gerade der Theil, der des gewonnenen Friedens sich besonders zu freuen hatte, labt seine Phantasie noch heute gern an den Mähren abgethaner Kriegs- und Heldenthaten.

Das ist erklärlich und selbstverständlich. Wo der Mensch empfindet, dass er im Vergleich zu anderen Menschen wenig besitzt oder wenig bedeutet, wird er immer diese anderen Menschen für seine Mängel verantwortlich machen, wie der reicher Ausgestattete immer die Neigung haben wird, seine Lage eigenem Verdienst oder mindestens einer Gerechtigkeit des Himmels zuzuschreiben. Im socialen Widerstreit wird immer das Gedächtniss für erfahrene Unbill oder Niederlage auf Seiten der Unterlegenen oder Untergeordneten stärker sein, als auf der anderen Seite. Und dem Gedächtniss steht immer die Phantasie zur Verfügung, meist in der Function eines allezeit bereiten Winkeladvocaten.

Darüber dürfen Sie sich also keine Illusionen machen, und ich weiss, Sie thun das auch nicht: der Weihnachtsbaum, die Kleidchen und Schürzchen und selbst unsere goldenen Netze fangen den Missmuth nicht ein und ertöden die bösen Geschichten nicht, die als Stegreifverse, Schnaderhüpfl und Räthselfragen immer wieder die Abendunterhaltung in Krügen und Spinnstuben bilden. Und wenn gar eine der Damen, die sich an den dicken Wollstoffen für die Weihnachtskleider der kleinen Flachsköpfe den Finger blutig gestochen, einer bleibenden Dankbarkeit sich getröstet hat, so sind Sie, gnädige Frau, es wohl zuerst gewesen, welche sie dahin belehrt hat, dass das Gefühl, einen Dank schuldig zu sein, nichts weniger als ein Band zwischen den Menschen zu sein pflegt.

So wären denn die Vorbereitungen, welche Sie zu dem schönen Feste trafen, vergebliche, fruchtlose gewesen? Jenes Weihnachtsfest liegt jetzt bereits seit einem Jahre hinter Ihnen, aber Sie werden der leuchtenden Augen, der glühenden Wangen nicht vergessen haben, welche der Lichterglanz des Weihnachtsbaumes, Ihre nutzbaren Gaben und — unsere Goldnetze hervorriefen. Nicht dass jene Kinder in Dankbarkeit an Sie gefesselt wurden, nein, dass Sie die Kinder, denen Sie wohlthaten, bei diesem Anlass mit vermehrter Liebe lieben mussten — das war die Frucht

Ihrer Mühen und Arbeiten, und hierin haben Sie ein Stück weiblichen Berufs geübt, wie er schöner und heiliger nicht geübt werden kann.

Als ich durch die Nacht dahinfahrend mir das Glück ausmalte, dass Sie am Festabende Andern und sich selbst bereitet, traten mir die Worte unseres provinciellen Chronisten in's Gedächtniss, mit denen er ein Gegenbild der mit Bitterkeit gewürzten Darstellungen altlivländischen Lebens schuf. Rüssow schreibt: „Und etliche tugendsame Witwen und Matronen vom Adel haben sich auch nicht geschämt, in Ermangelung eines Pastors bei der Kirche ihren Bauern und ihrem Gesinde in ihren Höfen die fünf Stücke des Katechismi auf undeutsch vorzulesen und sie zu aller Gottesfurcht zu ermahnen.“ Da haben wir also aus dem sechszehnten Jahrhundert Liebesthaten ähnlicher Art, als Sie im neunzehnten sie geübt, und — es thut mir leid, und freut mich zugleich Ihnen das sagen zu müssen — schon hiedurch würde Ihre Weihnachtsbescheerung an Originalität und Bedeutung wesentlich einbüßen, wenn sie — und das ist noch schlimmer und zugleich besser — besondere Seltenheit der Form und dem Sinne nach überhaupt beanspruchen könnte.

Ich kränke Sie gewiss nicht, wenn ich Ihrer Arbeit das Ungewöhnliche abspreche: Sie, gnädige Frau, und Ihr Haus sind ja zumeist geneigt, dieselbe als ganz natürlich und selbstverständlich, als eine Bedingung Ihres gutsherrlichen Verhältnisses zu den Bauern zu betrachten. Mir aber ist das, was ich anspruchlos und pflichtgemäss von Ihnen üben sah, nur ein Bild in einer Kette von Erscheinungen, bei denen ich gern verweile, und deren Ursprung und fortdauernde Nahrung ich zu entdecken suche. Ich scheue mich nicht, zu deren Zweck mich in Hypothesen zu stürzen, welche von Andern widerlegt oder begründet werden mögen.

Die Liebesarbeit, bei der ich Sie in der Weihnachtszeit des vorigen Jahres verliess, ist eines der Geheimnisse, mit welchen die livländische Frau eine Herrschaft übt, wie sie in andern Ländern so sichtlich, so nachhaltig sich nicht entfaltet. Jeder Fremde, der in unsere Provinzen geräth, spricht in irgend einer Form seine Ueberraschung über das Vorwalten und Vorwiegen des weiblichen Geschlechts hieselbst aus. Das ist vor 100 Jahren und vor 3 Jahren in gedruckten Büchern geschehn, das wird in

hundert wohlthätigen, gemeinnützigen, gesellschaftlichen Unternehmungen immer wieder anerkannt, das findet endlich seinen Ausdruck selbst in dem Uebermass, in der Carricatur weiblicher Vorherrschaft, zu welcher unsre kleineren Städte nicht selten sprechende Illustrationen bieten.

Wir haben keine Salons, in welchen geistreiche Frauen Schriftstellern und Künstlern Anregung und den Conversateurs von Beruf die Parole geben; wir haben keine Emancipirten, welche die Litteratur mit dem Klirren der Ketten erfüllen, in welche sie ihr Geschlecht geschmiedet wännen; keine Prophetinnen, welche auf Strassen und Märkten Mässigkeit predigen und für die Unmässigen beten; wir haben auch keine Löwinen, welche ihren Triumphwagen mit greisen Gecken und phantastischen Knaben bespannen. All diese krankhaften Erscheinungen weiblicher Herrschaft und Schwäche stehen uns fern, und keine Frauenemancipation macht auch die gefügigsten Männer in dem Glauben irre, sie seien als das stärkere Geschlecht zur Leitung aller Angelegenheiten allein berufen. Aber nirgend in der Welt herrscht doch die stille Macht weiblichen Einflusses — und zwar in der würdigsten Form, in der Erscheinung der Familie, so unbedingt wie hier. Es geht ein Zug weiblichen Empfindens durch die meisten Aeusserungen unseres Lebens; selbst unsre Politik — wo wir von einer solchen reden dürfen — trägt im Grossen und Ganzen nicht selten den Charakter der Passivität, den wir einen weiblichen zu nennen pflegen.

Wenn von der Herrschaft der Frauen die Rede ist, pflegt jeder einzelne Mann für seinen und jede Frau für ihren Fall sie in Abrede zu stellen. Kein Mann will weiblichen Einflüssen unterworfen sein, keine Frau bestimmenden Einfluss auf Männer ausüben. Hielte man Abstimmung von Kopf zu Kopf, so stimmten Kopf für Kopf beide Geschlechter auch bei uns darin überein, dass von einer weiblichen Obermacht in jedem persönlichen Falle nicht die Rede sein kann. Und gern soll angenommen werden, dass es keine herrschsüchtige Frau bei uns giebt und ebensowenig einen beherrschten Mann. Das ändert aber an jener Thatsache nichts. Mehr als anderwärts hat in unserer Heimath der weibliche Einfluss zu bedeuten, und mehr als anderwärts gehört dieser Einfluss der Frauen in die „Eigenart“ des Landes.

Wissen Sie, wen ich für diesen Umstand vorwiegend verantwortlich mache? Niemand anders, als die Junggesellen — nicht unsere Junggesellen von heute und von gestern, nein: die alten Cölibatäre vor 600 Jahren, die hier in Kutte und Panzerhemd eindrangen, Schlösser bauten, das Land sich zu eigen machten, einen Staat gründeten und diesen Staat regierten und vertheidigten; und doch hatte Keiner für Söhne und Töchter zu sorgen, dass er ihnen Besseres hinterlasse, als er selbst ererbt hatte. Diese Cölibatäre haben damals — ohne es zu wissen und zu wollen — für die Macht und Bedeutung der Frauen gearbeitet, und jede baltische Frau weihe ihnen noch heute eine kleine Kerze der Dankbarkeit.

Aber den Beweis hiefür? Ich denke, er liegt so fern nicht. Der Orden, dessen Glieder sich zur Ehelosigkeit verpflichtet, der Erzbischof, die Bischöfe, die Klöster — sie waren Herren im Lande, alles eheloses, der persönlichen, angeborenen Erben lediges Volk. Sie gaben die Güter des Ordens und der Kapitel Weltlichen zu Lehen; sie verliehen diesen Weltlichen, die kein Gelübde an die Ehelosigkeit band, das Recht directer Erbfolge, also schon eine thatsächliche Macht, welche auf die Voraussetzung der Familie gegründet war. Und noch directer wurde von einem rigaschen Erzbischof die Rechtsstellung der Frau, deren Dasein doch wieder die Vorbedingung der Familie ist, in ausserordentlicher Weise dahin ausgedehnt, dass Witwen die lebenslängliche Nutzung des Lehnngutes — selbst für den Fall einer zweiten Verheirathung zustand, und dass sogar Töchter erbfähig waren. Es war sicher eine wirthschaftliche Forderung, welche zuerst dahin führte, die Güter des Ordens in Hände zu geben, welche der Beschränkung des Ordens nicht unterlagen und als Familienväter für den Sohn, als Söhne im Sinne des Vaters arbeiteten und damit eine gewisse Ständigkeit der Bewirthschaftung, eine Sicherheit in den Verhältnissen schufen, wie der Orden sie mit unverheiratheten, unbeerbten Werkzeugen nicht erreicht hätte. Aber diese wirthschaftliche Forderung ist eine der Bedingungen für den Fortbestand der hiesigen Colonien geworden, und gerade dem familienlosen Orden, den Erzbischöfen u. s. w. gegenüber rettete in dieser Weise die Familie das Werk der Niederlassung.

Sehr natürlich, dass in dem socialen Streit zwischen Lehnsherrn und Lehnsmannen jeder Theil das besonders hochhielt und entwickelte, was Prärogative seiner Existenz war. Die Lehnsmannen hatten kein hervorragenderes Unterscheidungsmerkmal den Ordensrittern gegenüber, als ihr Eherecht und ihr Erbrecht, kurz ihre Familie. Dieser galten alle Bemühungen, sich der Macht des Ordens zu entziehen und in den Vollbesitz des Bodens zu treten, der ursprünglich ihnen nur zum Niessbrauch eingeräumt war. Und von Geschlecht zu Geschlecht pflanzte sich die Werthschätzung der Familie, das Familieninteresse und der Familienstolz nun fort, bis er ganz und gar zur Eigenart des livländischen Wesens geworden war.

Das Alles hätte sich so scharf nicht ausgeprägt und eingepägt, wenn nicht der livländische Staat ursprünglich von Geistlichen und Halbgeistlichen, das heisst von Cölibatären, gegründet worden wäre, und deshalb machte ich sie oben für das Familienhafte und — was davon unzertrennlich ist — für die Bedeutung der Familie in unsern baltischen Landen verantwortlich. Ob meine Hypothesen richtig oder falsch sind, mögen Historiker von Fach entscheiden; ich sehe in ihnen einen neuen Faden fortlaufender Entwicklung unseres Wesens. Und als solcher haben sie mir einiges Gewicht.

Was wäre eine Lebensform werth, wenn das Besondere an ihr ein Ergebniss kurzarmiger Zufälle wäre? welches Recht hätte sie zu ihrer Selbstvertheidigung und Selbsterhaltung, wenn sie nicht auf eigenen, ganz besondern Wegen ihr Sein geschaffen hätte? Mit Völkern, Gemeinde, Einzelnen gehts wie mit dem Weine. Was er ist, das haben nicht bloß die Rebe und der Schiefer, auf dem er wuchs, und Sonnenschein und Regen aus ihm gemacht; es war noch ein Gährungsprocess erforderlich, und dieser Process verlangte abermals gemessene Zeit: in der Retorte und mit Chemikalien lässt sich ebensowenig der Cabinetwein herstellen, wie der einfache „Kutscher.“

Unser Wein — wie er auch Andern munden mag — hat bereits einen langen Gährungsprocess hinter sich, ist aber — wie mich dünkt — noch lange nicht reif, auf Flaschen gezogen und als fertiger Jahrgang hinunter geschluckt zu werden. Wir gähren noch und wir haben noch ziemlich lange zu gähren. Gährung

war es, was den transscendentalen Schwärmern des Ordensstaats die wirthschaftliche Basis eines Familienstaates gab, Gährung war jene Hausandacht würdiger Matronen mit den „Undeutschen“, Gährung war auch jene stille Regsamkeit gütiger Frauenhände an dem Vorabend des Weihnachtsfestes — und zwischen diesen einzelnen Erscheinungen, zwischen diesen Gliedern einer langen Kette liegen sicherlich hundert andre Thaten der Liebe und Versöhnung, alle den Beweis liefernd, wie nothwendig, wie bedingend die Frau zu jeder Zeit in unser baltisches Leben eingegriffen hat, wie massgebend sie für dessen wirthschaftliche, sociale, sittliche Gestaltung geworden ist. Sie kann und muss das auch noch weiter sein. Und damit sie diesen Beruf als solchen übe, ist es gut, dass sich jede Livländerin dessen ganz bewusst werde, welche Aufgabe ihr ganz besonders in die Wiege gelegt ist.

Wo die Hand anzulegen, das mag Jede in ihrem Kreise, nach eigener Neigung und Begabung entscheiden. Mit Frauenvereinen für Wohlthätigkeits- und Sittlichkeitszwecke, mit Pflege der Armuth und Bekämpfung des Elends, mit Unterstützung der Schule und mit Versöhnung der gegensätzlichen Strömungen im Gesellschaftsleben ist die Frau überall betraut; dazu bedarf es nur des allgemein menschlichen Gefühls, nicht eines local bestimmten und bedingten Bedürfnisses. Sehen wir aber noch, ob nicht gerade ein solches hier vorliegt, welches der Livländerin — ich brauche diese Bezeichnung immer in dem alten Sinn, der jetzt in der Regel mit dem Namen „baltisch“ wiedergegeben wird, — ein besonderes Amt auferlegt. Hat die Livländerin mehr Einfluss und Gewicht, als die Frau anderwärts, dann wird dieses Amt sicher wichtiger sein, als das andern Frauen auferlegte.

Wir haben nicht lange nach solchem Amt und solchem Beruf zu suchen. Ein klein wenig Selbstprüfung sagt uns Männern sogleich, wo wir die Hülfe der Frauen brauchen. Man spricht in neuester Zeit viel von Fortbildung unserer Mädchen und interessirt die Männer hiefür. Wie wär's, wenn einmal unsre Damen die „Fortbildung der Männer“ in die Hand nähmen?

Wissen Sie, meine Damen, was uns Männern hiërzulande zumeist noth thut, und was wir schwer von uns aus erringen, was wir von Ihnen aber erlangen und erhalten können? Es ist das Reinmenschliche, das Allgemeine, das wir im Kampfe für das Locale, Zunächstliegende, Tägliche nur zu oft vergessen

und verlieren, das verloren zu haben uns oft kaum mehr gereut, dessen Werth wir wohl gar ganz verlernen.

Das Reinmenschliche ist nicht eine blosse Abstraction; es ist vielmehr der stete Impuls zu Bemühungen auf praktischen Gebieten, zur Vervollkommenung praktischer Anschauungen, zum Verständniss der eigensten, heiligsten, zu grossem Theil sehr praktischen Interessen. Passte das Wort auf unsere staatsrechtliche Lage, ich würde sagen, wir sind Kleinstaatler im verwengeten Sinne. Es giebt für unser politisches Denken, für unsere communalen Neigungen, für unsere Rechtsbegriffe und unsere Sittlichkeit kaum einen weitem Horizont, als wir ihn von der Höhe unserer Kirchthürme gewinnen können, und die Rückersche Karte umzeichnet das Gebiet, welchem allein wir verpflichtet zu sein und für welches wir Geisteskraft, Liebe, Aufopferungsfähigkeit erhalten zu haben meinen. Was ausserhalb dieser Grenzen geschieht, in welcher Richtung der Windrose es auch sei, das hat für uns meist nur den Werth eines Schauspiels, und es muss erst mit dringender Forderung an uns herantreten, sollen wir ihm eine ernstere Aufmerksamkeit zuwenden. Es ist ausserordentlich beklagenswerth, dass wir in diese Theilnahmlosigkeit gegenüber dem „Auswärtigen“ gerathen konnten. Fiele heute irgend ein ganzes auswärtiges Reich in Schutt, so empfänden das höchstens unsere Kaufleute, die dort Debitore haben; die grössere Menge würde sich mit dem Bischen Sensation zufrieden geben, welche die Zeitungen zu erregen wüssten. Wir haben so ziemlich aufgehört, uns zu fragen, ob nicht die übrige Welt berechtigt wäre, ebenso gleichgültig zu sein, wenn uns plötzlich der Boden verschlänge.

Früher besaßen wir in unserm höhern Unterrichtswesen und in mancherlei andern Dingen einen unbestrittenen Vorzug vor den übrigen Theilen des grossen Reichs, dem wir angehören. In keinem einzigen Gebiet ist dieser Vorzug heute noch so gross, unsere Cultur heute noch in so günstigem Verhältniss, wie früher. Aber wir bemerken es nicht, in welchem Tempo die ganze Welt um uns her vorwärts schreitet, und freuen uns nur des Gefühls, dass auch wir — was gar nicht gelegnet werden soll — die Füsse bewegen und vorwärts setzen. Wir müssen aber sehen und erkennen lernen, wie Andre ausschreiten, um selbst den Muth und den Eifer zu grössern Schritten zu gewinnen. Und solchen Muth

und Eifer können wir nicht anders erlangen, als indem wir uns auf das Reinnenschliche, d. h. auf den absoluten Beruf und das absolute Gesetz der menschlichen Entwicklung besinnen und darin den Boden für unsere Bestrebungen, unser Ziel und Ideal suchen. Mit dem abgezwungenen Zugeständniss an diese oder jene Forderung der Gegenwart, namentlich aber mit dem schnöden und schmachvollen Misstrauen gegen unsre eigene Kraft: nur alte Stützen und Gerüste hielten uns aufrecht, und ohne sie fiel unser ganzer Bau zusammen, mit diesem selbstmörderischen Verzicht auf das eigentliche Recht eigener Existenz müssen wir ein für allemal auf das Entschiedenste, auf das Muthigste brechen.

Der blossе Wille des Einzelnen thut hier wenig. Das Unglück unserer Verhältnisse ist, dass ein solcher Wille in keiner der vorhandenen Organisationen auch ausserhalb derselben zu freier, allgemeiner Wirkung oder nur Kenntniss gelangen kann. Es bedarf einer pädagogischen Consequenz, um hier in der Menge die Einsicht und den Muth der Zukunft grosszuziehn. Dies ist die „Fortbildungsschule für Männer“ die ich im Auge habe und zu deren Herstellung die Mitwirkung des weiblichen Geistes heranzurufen ist.

Dass die Frauen überall berufen sind, den Glauben an das Ideal anzufachen und zu hüten, ist zu oft gesagt, um hier wiederholt werden zu dürfen. In so allgemeines Gebiet will ich mich auch nicht verlieren: ich möchte vielmehr eine specielle Richtung hier beleuchten, in welcher gerade unseren, den livländischen Frauen, ein weites Arbeitsfeld offen steht.

Der Idealismus hat sich nicht selten dadurch compromittirt, dass er wenig kritisch ist. Umgekehrt pflegt eine vorwiegend kritische Neigung auf Kosten des Idealismus entwickelt zu werden. Beide Eigenschaften sind in grösserem Masse nur selten in Einem Menschen vereinigt. Der specifische Idealist ist gemeinlich Gegenstand des Spottes, der specifische Kritiker Gegenstand der Furcht. Aber jeder ist das Eine und Andere nur, solange er vereinzelt in einer Gruppe Anders-Empfindender steht. Ein Volk von Idealisten hat keinen Spott zu fürchten, ein Volk von Kritikern würde Keinem mehr imponirend und unbequem sein. Jenes erzwingt den Glauben an seine steigende Kraft, dieses giebt sich selbst das Zeugniss des Niederganges. Was die Stellung des Menschen zu der Zukunft und zu seinen Aufgaben

und seiner Berufung für dieselbe bedingt, ist das Mass seiner Fähigkeit zu productiver Arbeit. Auch die Kritik kann productiv sein, aber nur solange sie Arbeit des Einzelnen ist; eine vorwiegend kritische Menge ist immer negativ.

Geistige Productivität erzeugt das richtige Selbstbewusstsein, vor welchem der Passivismus und die Zukunftsfurcht schwinden. Das Produciren selbst mehrt aber die Productivität. Eine Aufgabe der Erziehung wird es immer sein, das Produciren zu lehren, damit die Lust am Produciren, die in der Regel mit der Freude an der Form beginnt, sich zu wirklicher Productivität steigere.

Dies ist aber eins der schlimmsten Uebel unserer Provinzen, dass die Phase der Erziehung, in welcher die Production erst beginnen kann, die Erziehung durch's Leben, der Production gleichgültig oder gar feindlich entgegentritt. Von den Genies spreche ich nicht: sie brechen sich überall Bahn; aber auch die Menge Minderbegabter muss Gedanken in entsprechende Formen kleiden können, um Gedanken zu haben, und kann den spröden Widerstand, die Ungeduld des Allezeitfertigen gegen den Unfertigen nicht ertragen, welche den grössern Geist zu doppelter Thatkraft reizen. Auf solche grössere Geister kann aber die Rechnung eines Volkes oder einer Gesellschaft nicht gesetzt sein: diese hat nicht das zweifelhafte Verdienst des Erschwerens, sondern das sichere des Erleichterns der Entwicklung ihrer Glieder zu suchen.

Wir sind unglaublich rasch mit einem Urtheil da, wo uns ein einheimisches Geistesproduct begegnet. Gehört der Verfasser in unseren Freundeskreis, dann versteht sich's von selbst, dass wir corporativ genug sind, ihn nach aussen so lange zu schützen, bis wir selbst an die Unantastbarkeit und den Werth seines Werkes glauben. Ist er einer der Unsrigen nicht, dann wenden wir unsre Spiesse zum Angriff, dann wird — um in der Sprache der Landsknechte zu reden — „der Igel“ der Schutzwehr zum „verlorenen und hellen Hauf“ des Sturms. Dadurch entsteht einerseits ein faules Sichgehenlassen bei den Vielumfreundeten, andererseits eine Scheu des Schaffens bei den Einsamen. Und das Ganze gewinnt leider hiedurch weniger, als es verliert. Was dann noch von aussen kommt, um die Production zu lähmen, das bleibe hier unerwähnt.

Dieses unser Verhalten gegen die Production ist Ton unserer Gesellschaft. Den Ton aber machen oder bestimmen doch die Frauen, und hier ist der Punct, wo die praktische Mitarbeit der Frauen an den geistigen Arbeiten der Männer angerufen zu werden verdient.

Es ist noch nicht lange her, da war die Zahl der Schreibenden bei uns verschwindend klein. Abgesehen von den Fachgelehrten und von den Gelegenheitsschriften, die nur einen gewissen Kreis von Lesern voraussetzten, gab es kaum einige Dutzend von Leuten in unsern Provinzen, denen die Andern zugestanden, dass sie „schreiben könnten.“ Als ob nicht jeder Gebildete das können müsste! Und das Bizarre hiebei war, dass die Leute selbst sich ganz ruhig das Zeugniß ausstellten: „Ich kann nun nicht schreiben!“ und dass sie dabei weder sich schämten, noch von Andern beschämt wurden. In Wirklichkeit stand es auch mit ihnen so schlimm nicht; sie hätten ganz wohl schreiben, vielleicht sehr hübsch, sehr natürlich und anspruchslos schreiben und äusserst Nützlichendes schreiben können, aber sie scheuten das Urtheil der Andern. Die kritische Reife der Gesellschaft stand ihnen überall im Wege. Und wenn auch heute die Zahl der jungen Männer, welche — sei es auf wissenschaftlichem, sei es auf belletristischem oder journalistischem Gebiete — sich mit Geschick zu bewegen wissen, in erfreulicher Zunahme ist, so ist doch jene alte Zeit noch nicht ganz überwunden, und noch immer steht eine superkluge Kritik ihnen gegenüber, welche sich mindestens gleichgültig, meist aber abweisend gegen diese Versuche zeigt, an unserm geistigen und politischen Leben mitzuwirken. Das Entgegengesetzte: freundliche Theilnahme für dieses Streben, so oft es auch Irrthümer begehe, ist uns im Grossen und Ganzen noch fremd. Aber das geistige Produciren gewinnt doch nur Kraft und Gesundheit, wenn es auf liebevolles Entgegenkommen rechnen und sich eines solchen erfreuen darf. Wieviel tüchtige Kräfte sind durch unbillige Behandlung von der öffentlichen Arbeit zurückgeschreckt und der Allgemeinheit verloren gegangen!

Von einer Verhätschelung der Mittelmässigkeit, einer Aufblähung des Unbedeutenden und einer Vertuschung des Schlechten soll selbstverständlich nicht die Rede sein. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass harte Beurtheilung der Einen bei uns in der

Regel mit allzumilder Beurtheilung der Andern verbunden war, und dass dieselbe Gesellschaft, welche aus der Verdammung der Schwäche an einem Werke eine Gesinnungssache machte, die Schwäche eines andern Werkes nicht sah, weil sie dieselben nicht sehen wollte. Das Urtheil unserer „Gesellschaft“ ist aber — mehr als anderwärts, weil sie weniger gemischt ist, als anderwärts, — ausserordentlich stark von dem corporativen Wesen beeinflusst, das uns in allen Gliedern steckt, und das wir sogleich durch geistliche und weltliche, ernste und heitere Conventikel uns schaffen, wenn es uns nicht schon in irgend einer Weise früher gepackt hatte. Wir verfehlen freilich nicht, auch diese Erscheinung zu unseren berechtigten Eigenarten, zu den Vorzügen unseres Wesens zu zählen.

Ich will diese unsere Disposition zu corporativem Wesen nicht in allen ihren Erscheinungen schädlich nennen; sie macht es uns vielmehr leicht, Vereine zu gründen und in Vereinen zu arbeiten, was selbstverständlich von grossem praktischen Werthe für unser ganzes Land ist. Aber auch die Geschichte unserer Vereine zeigt nicht selten, dass es den Stiftern mehr darum zu thun war, das Problem der Stiftung einer neuen Corporation zu lösen, als die Aufgaben dieser Corporation mit Hingebung zu erfüllen, und ebenso oft, dass die Thatkraft des Einzelnen unentwickelt blieb oder gar verkümmerte, sobald sie sich unter die Flügel der allgemeinen Henne „Verein“ zurückgezogen hatte. Neben den unbestrittenen Verdiensten des Vereinslebens stehen unbestreitbar die Uebel desselben: für die minder thatkräftigen Mitglieder, also für die Mehrzahl derselben, die Verführung zur Unselbständigkeit, die Verengung des Gesichtskreises, die Beeinträchtigung des Gefühls für Gerechtigkeit.

Nennen Sie mir aber nur einen, sage einen einzigen Balten, der nicht irgend einem Vereine oder einer bewusst geschlossenen Corporation, einem engern Kreise angehörte; nennen Sie mir ein Hundert, sage ein einziges Hundert Balten, die nicht jenem engern Kreise mehr Rücksicht tragen, als dem weitem. Selbstverständlich ist jeder, der solche Worte mit Entrüstung hört, einer der 99, die ich Ihnen als Ausnahmen zugestehe. Ich habe uns vorhin die rechten „Kleinstaatler“ genannt; wir diminuiren diesen Begriff thatsächlich in's Homöopathische: Confession, Nationalität, Provinz, Stand, Beruf, Familie, Universitätsjahre,

Collegium, Club, Freundschaft, Kartenpartie: das sind so die enger und enger werdenden Kreise, die jedes Individuum um sich gezogen weiss und als höchst selbstverständliche Scheidewand aufrecht erhalten sehn will oder sich wenigstens widerspruchslos gefallen lässt. Dabei pflegen denn die nächststehenden Barrièren dieser Art die festesten und höchsten zu sein — und Sie wissen, gnädige Frau, dass es ganz besonderer meteorologischer Bewegungen und Temperaturwechsel bedarf, um die Fata Morgana zu schaffen, die uns über den Berg hinweg und über unsern Horizont hinaus sehen lässt.

Ein Stück unseres „gemüthlichen“ Lebens wird freilich unmittelbar durch diese enge Heimlichkeit unserer Lebenskreise geschaffen; wir kommen aber auch von ihrer Gewohnheit nicht los und fühlen uns einsam und unverstanden, wenn uns das Schicksal einmal in Länder führt, für die wir im Princip schwärmen, aber in der Praxis nur ein Kopfschütteln haben, weil in ihnen der kleine Kreis nicht den weiteren dominirt, und dort Jeder vor Allem ein Ich, ein Mensch, dann ein Sohn seines Volkes, dann ein Mann seines Berufs, ein Vater seiner Familie u. s. w. sein muss.

Um so gemüthlicher aber ist es uns zu Hause. Und diese „Gemüthlichkeit“ in der Heimath findet unter Anderem auch ihren Ausdruck in der Weise, in welcher die „Gesellschaft“ ihre Kritik übt. Wir werden natürlich den Witz und Verstand des Mannes gelten lassen, mit dem wir allsonnabendlich Whist spielen, oder die Tüchtigkeit dessen, der uns auf der Mensur einst secundirte, oder die Bedeutung dessen, auf den die Familie unserer Frau als Vetter stolz ist, oder endlich die Urtheilsfähigkeit aller, die uns zu einem gleichen Gegendienst bereit sind. Nicht also die scharfe Kritik ist es, von der ich hier spreche, sondern die Kritik der Genossenschaftlichkeit. Nicht die geschriebene Kritik allein, vorzugsweise die gesprochene Kritik habe ich im Auge. Fordere ich auch von dieser nicht, dass sie wie jene eine Kunst sei und als solche geübt werde, so halte ich es doch für billig, dass auch sie sich ihrer Verantwortlichkeit klar werde. Es sollte freilich den Herrn A. wenig kümmern, was Herr B., der weder sein Whistcamerad, noch Corpsbruder, noch Verwandter, noch Standesgenoss ist, über sein jüngst erschienenenes Buch sagt, aber wer ist nicht für Tadel empfindlich, käme er woher er

wolle? Das grosse Facit jener Kleinkreiselei für die geistige Production ist eine Zurückweisung der Productivität, eine Dämpfung der Lust, am Allgemeinen mitzuwirken, eine Verminderung der Mitarbeiter an unsern heimischen Zuständen.

Handelte es sich um zwei, drei, zwanzig einzelne Fälle solcher Unterdrückung des Schaffungstriebes, so wäre Derjenige leicht zu verschmerzen, dessen erster Versuch an einem Tadelswort scheitern konnte. Aber es handelt sich hier um den Ton, um die Gesammthaltung unserer Gesellschaft. Halten Sie mich selbst immerhin für Einen, dem der Dorn scharfer Zurechtstellung noch schmerzhaft im Busen steckt; vielleicht hat auch mich die provinzielle Eitelkeit allzu empfindlich wegen vorenthaltenen Lobes gemacht, — nun wohlan, dann haben Sie ja einen Erfahrenen vor sich, und von Allem, was er sagt, wird doch wohl ein Theilchen Wahrheit sein. So oft konnte ich jedoch nicht harte, einseitige, voreingenommene Urtheile über meine eigenen Gedankenkinder hören, als ich sie über die anderer Leute hören musste, und so glaube ich ein Recht zu haben, in dieser Sache als in einer allgemeinen zu plaidiren.

Ich wüsste nicht, was für die literarische Production gefährlicher wäre: ungerechter Tadel oder ungerechtes Lob. Wo das Eine oder das Andre aber gar geflissentlicher Ausdruck genossenschaftlichen Zusammenhaltens ist, da wirkt das Zuviel des Guten, wie das Zuviel des Schlimmen auf den urtheilenden Kreis selbst zurück und lässt ihn, namentlich wenn er seine Glieder auf allzuhohes Postament stellt, den Andern gegenüber lächerlich erscheinen. So reisst sich die Kluft zwischen den Gruppen der Gesellschaft weiter und weiter auf; immer mehr zersplittern sich das Einheitsgefühl und das gegenseitige Vertrauen und Sichverstehen, und immer kleiner wird die Zahl Derer, welche Lust und Muth haben, ihre Erstlingsarbeiten den verschieden gefärbten Brillen der Gruppen auszustellen.

So wächst aus unseren gesellschaftlichen Scheidungen auf literarischem Gebiete Zaghaftigkeit und Einseitigkeit hervor; die geistige Production entwickelt sich nicht in gewünschtem Masse; der Idealismus, sei er literarischer oder politischer Natur, die Vorbedingung zu vorwärts strebendem Beruf, bethätigt sich nicht genug, um an Kraft und Wirkung zu wachsen, die Scheu vor der Öffentlichkeit legt sich wie ein schweres Brett auf

den zur Fruchttragung bestimmten Boden, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn man in Ost und West auf uns, wie auf einen altersschwachen Organismus sieht, dem nur Zuführung neuen Blutes das Leben fristen kann. Noch nach einer anderen Richtung hin wirkt die ständische und gesellschaftliche Gliederung hemmend und zurückhaltend. In dem eigenen Kreise gestehen die Glieder desselben nicht selten einander seine Schwächen ein, beileibe aber nicht, wenn das Glied eines anderen Kreises dabei ist. Es wäre gegen jede Forderung des Corpsgeistes, wenn die Standschaft nicht nach aussen hin vertheidigt und entschuldigt würde, und so entsteht jenes unwahre Verhältniss, das die empfundenen und erkannten Schäden den Fremden gegenüber läugnet und gleichsam nur heimlich, also mit grosser Erschwerung an ihrer Beseitigung arbeitet. Vieles, das der Bekämpfung reif ist, bleibt unangefochten bestehen, weil man mit Preisgebung desselben indiscret gegen den eigenen Stand zu sein fürchtet. Und so wird künstlich gerade einer Reihe von Uebelständen und Mängeln die Dauer gefristet. In solchen Fällen ist nicht leicht zu entscheiden, was thörichter ist, die Duldung, welche dem Abschaffenswerthen gewährt wird, oder der Wahn, durch die Maske der Abieugnung die Augen der Anderen zu blenden. Vor allem aber bleibt das beste Mittel zur Selbstentwicklung, die muthige, rücksichtslose Selbstprüfung und Selbstbeurtheilung mit öffentlich gesprochenem Wort der Wahrheit ausserhalb der Versuche unserer Selbsterziehung. Diejenigen, die am Besten wissen, wo sie der Schuh drückt, pflegen bei allen ihren Schmerzen das kühlsche Gesicht zu machen, damit Andere ihnen nicht ihr Leid ansehen. Ausserhalb unseres Kreises Mittel und Hülfe gegen die drückenden Bande des Kreises zu suchen, fällt uns nicht ein, und auf politischem Gebiete namentlich entscheidet nicht das Ziel über die Mittel zu seiner Erreichung, sondern diese Mittel selbst entscheiden über das aufzustellende Ziel. Selbstverständlich verkümmern so die besten Bestrebungen.

Auf sittlichem Gebiete endlich ist jene Verwirrung unseres Urtheilens durch ständische oder gesellschaftliche Rücksichten und Voreingenommenheiten das bedeutendste Uebel.

Es ist allzu menschlich, dass man sich zu heiliger Ent-rüstung in den Fällen erhebt, wo ein Unrecht in einem auswärtigen Kreise geschehen ist, dagegen sich der christlichen Milde

und Vergebung sogleich erinnert, wenn dasselbe Unrecht im Kreise der Sippe begangen wurde. Und so kommt jene allgemeine Verurtheilung des Schlechten nicht zu Stande, die in ihrer Einmüthigkeit ein Massstab der Gesamtmoral und eine erziehende und strafende Gewalt ist. Das jede sittliche Gemeinschaft als solche kennzeichnende gemeinsame Gewissen, die Verantwortlichkeit des Ganzen für den Einzelnen und des Einzelnen für das Ganze wird durch die verschiedenen Formen der Abgeschlossenheit und der Ausschliesslichkeit der einzelnen Gruppen abgeschwächt und irre geleitet. Und was an sittlichem Halt für das Ganze hierdurch verloren geht, dass kann weder durch stolzen Familiensinn noch durch strammen Corpsgeist wieder erreicht werden.

Hier ist der Punct, in welchem die Betrachtung unserer heimathlichen Zustände zu dem allertiefsten Ernste zwingt. Hier straft sich am Bittersten das Uebermass der gesellschaftlichen Gliederung und hier liegt die Quelle einer ganzen Menge von schleichenden Uebeln, die — wenn sie auch Gottlob nur selten zu wirklichen Collisionen mit dem Strafgesetz führen — doch an der Gesinnung und sittlichen Höhe von Tausenden langsam und still fressen, wie der Rost am Eisen.

An einzelnen Beispielen versuchte ich die Bedeutung zu erklären, welche das weibliche Geschlecht für die Entwicklung unserer Colonien hieselbst gehabt hat. Sein Eintreten in den Kreis der Ansiedler erschien uns als die Festigung der Niederlassung, als die Einführung eines gesunden, Dauer verbürgenden Principes gegenüber der ungesunden Wirthschaft von geistlichen und weltlichen, persönlich erbenlosen Ordensmännern. Die Familie sahen wir den ersten Herren gegenüber ihr Recht erringen, und Familiensinn ein Merkmal baltischer Entwicklung werden. Wir sahen dann die Frauen des Hauses den Kreis der Familie erweitern, in Lehre und Unterstützung die Untergebenen herbeiziehen und gleichsam eine Gemeinde um sich bilden. Wir sahen endlich an jenem Ihrem Weihnachtsfest ein anderes Bild von einer ausgedehnten Familie, von der Zusammengehörigkeit der Guts herrschaft mit dem jungen der Zukunft gehörenden Geschlechte des Dorfs. Aber die Aufgabe der Frau in unserem livländischen Haushalt schien uns damit noch nicht erfüllt; ich rief sie noch in anderer Thätigkeit zu Hülfe.

Habe ich unrecht, wenn ich ihr eine besondere Kraft zur Anregung und Förderung jenes gesunden Idealismus zutraue, von welchem die männliche Arbeit am Allgemeinen ausgehen muss? Ist der Gedanke ein falscher, dass dieser Idealismus um so gesunder und wärmer die Gemüther ergreift, wenn diese die Gelegenheit, den Anlass, die Anregung haben, sich selbst gedankenschaffend zu äussern? Und ist die Förderung der geistigen Productivität und damit des idealen Wollens nicht von der Geneigtheit oder Ungeneigtheit abhängig, welche die Gesellschaft dem Producirenden entgegenträgt?

So ergab sich die Forderung, dass auch unsere Kritik — die geschriebene und die gesprochene — selbst unter Kritik gestellt werden, und dass ein solches Kritisiren der Kritik Sache eines empfänglichen, wohlwollenden und freien Herzens sein müsse. Und wir kamen zu dem Schlusse, dass es eben wesentlich die Unfreiheit des einzelnen Gemüths, seine Voreingenommenheit und Abhängigkeit von der Tendenz der Gruppierung zum Kleinen sei, was unserer unbilligen, zurückschreckenden oder verzärtelnden Kritik zu Grunde liegt. Wir sahen zum Schluss, dass dieselbe Unfreiheit und Abhängigkeit die ernstesten Gefahren der Verwirrung aller sittlichen Begriffe und die Verkümmernng eines Gesamtgewissens in sich trägt. Wäre nicht hier ein unabsehbar weites, fruchtverheissendes Arbeitsfeld für die Frau, welche diese Scholle erst ganz den späteren Geschlechtern zu eigen machte, welche dann diese Geschlechter erziehen und lehren half und heute an dem jüngsten derselben Liebesthaten übt, für die Frau, welche also in unserem Hausstand nicht nur das Recht unmittelbarer Mitwirkung, sondern die providentielle Berufung dazu hat?

Die erwähnten Uebel sind der Art, dass ihre Bekämpfung weniger der Lehre und Mahnung, als dem praktischen Beispiel gelingen kann. Aus dem warmen, zu jeder Gutthat geneigten Frauenherzen, dem Ungerechtigkeit als unschön und ständische Beschränkung als unwürdig seiner Freiheit und Seelengrösse erscheinen muss, aus solchem Herzen kann der Heimath eine Fülle neuer Lebenskräfte erspriessen. Namentlich heute, wo wir Alle unter dem Gefühle stehn, dass von aussen her wie von innen eine neue Form des Lebens kommen wird und kommen muss, jetzt erwarten wir Männer auch von den Frauen lebendige

Theilnahme an den Schicksalen der Heimath und lebendige Mitarbeit an der Förderung und Hebung derselben. Wissen Sie, welches Lied mir die Glocke sang, die scheinbar so eintönig an der Fehmerstange des Hinterpferdes ertönte? „Vorbereitung, Vorbereitung“ mahnte sie unermüdlich, und wir haben noch nicht einmal genügend die Gegenwart verstanden, geschweige denn der Zukunft gedacht und auf sie uns vorzubereiten begonnen! Und wenn die Glocke dann einmal lauter und energischer anschlug, tönte es vernehmlich und dringend: „Vorwärts! vorwärts.“ Helfen Sie dazu, gnädige Frau, in Ihren Knaben Männer der Zukunft zu erziehen, geben Sie Ihrer Ueberzeugung von dem Werthe des Idealen auch in Ihren gegenwärtigen Kreisen Ausdruck, seien Sie Allen das Bild der Milde und zugleich der Gerechtigkeit, spotten Sie der Schranken, welche eine der Nachsicht bedürftige Gesellschaft errichtet hat — und Sie werden mit Bewusstsein den Beruf erfüllen, welchen unbewusst jene Frauen auf sich und ihre Töchter nahmen, die den Vasallen des Orden einst hieher folgten, um bald Herrinnen der Scholle zu werden.

Sie werden mir zugeben, gnädige Frau, dass ich keine Umwege gescheut habe, um auf den Punct zu gelangen, von dem ich ausgegangen. Das Bild Ihrer Thätigkeit zum Weihnachtsfest war mir im Kleinen ein Hinweis für die Leistungsfähigkeit der livländischen Frauen überhaupt.

Wenn es mir gestattet sein sollte, abermals mit Ihnen zu plaudern, dann lassen Sie uns concreter bei gewissen Erzeugnissen unserer einheimischen Geistesproduction, bei gewissen Vorgängen und Erscheinungen unserer Gesellschaft und bei bestimmten Forderungen der Gegenwart verweilen. Lassen Sie uns dann den Nachweis suchen, dass es doch so schlimm mit unserer Entbehrlichkeit in der gesitteten Welt nicht steht, und dass auch manche bescheidene Frucht livländischer Geistesarbeit es wohl verdient, an dem Weihnachtsbaum zu hängen, welchen die Lust des Schaffens den Freudefähigen schmückt.

L. P.

Marcus König von Gustav Freytag.

Nachdem ich im Sommer 1874 durch den lieblichen Thüringerwald gewandert war, suchte ich Gustav Freytag auf seiner hübschen Villa in Siebleben bei Gotha auf und liess mir von dem Dichter die Oertlichkeiten deuten, die er sich als den Schauplatz der beiden ersten Theile seiner „Ahnen“ gedacht hatte. Das herrliche Epos „Ingo“ wurde mir nun erst recht lebendig, da ich mir als die Waldlauben des Fürsten Answald den Inselsberg und als die Burg der Marwinge, welche den jungen Vandalenkönig zu ihrem Häuptling erwählten, Coburg an der Itz (Idisbach) zu denken vermochte. Der Schauplatz für das Nest der Zaunkönige ist schon deutlicher angezeigt, das Ordorf der Königsbase Edith findet man in dem Städtchen Ohrdruff, der einstigen Hauptstadt derer von Hohenlohe-Obergleichen, die Mühlburg ist eine von den drei Gleichen zwischen Erfurt und Gotha (Ingersleben heisst noch jetzt ein Hof an der Eisenbahn zwischen den beiden genannten Städten), das Kloster der Wigbertleute endlich ist Reinhardsbrunn, jetzt ein schönes Lustschloss des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha. „Wer den Dichter will verstehn, muss in Dichters Lande gehn,“ dieses alte Dichterwort scheint mir von den „Ahnen“ ebenso zu gelten, wie der Ausspruch des Landsknechts Hans Stehfest „aus der Erde wuchsen wir, zur Erde sinken wir.“

Das Freytagsche „Nationalepos in Romanform“, wie man die Ahnen genannt hat, ist mir vom ersten Theile an wie ein schönes Geschenk des Dichter für unsere realistische Zeit erschienen, - recht geeignet, die allgemeinen Vorstellungen vom Werthe des Volksthums zu vertiefen und die nüchternen Ge-

müther unserer Gegenwart zu erheben. Auf jeden neuen Theil des Werks habe ich mit gespanntester Erwartung geharrt, ich glaube, dass das eine allgemeine Empfindung der gebildeten Deutschen gewesen ist. Im vorigen Jahre harrten wir vergeblich auf die gewohnte Weihnachtsgabe, schwerer häuslicher Kummer hatte dem Dichter „die Kraft und die Freude an der Arbeit gemindert.“ Jetzt, in seinem sechzigsten Lebensjahre, hat uns der Dichter mit einem vierten Theile seiner Ahnen erfreut, in dem er uns in gereifter Weise die Stellung des Mannes zu den höchsten Gütern des Lebens, zu Glauben und Vaterland vorführt.

Von zwiefachem Standpunkte wollen die Freytagschen „Ahnen“ gewürdigt werden: sie wollen ein culturhistorisches Bild von dem Werden des deutschen Volkes abgeben, und zugleich will jede einzelne Abtheilung für sich ein einheitliches künstlerisch-poetisches Ganzes darstellen. Freytag stellt den letzteren Zweck so sehr in den Vordergrund, dass er den ersteren geradezu verneinen möchte. Auf den Dank, welchen ich ihm als Gymnasiallehrer aussprach, weil er unserer Jugend, die gewohnt sei poetische Gestalten nur im Homer oder Virgil zu suchen, gezeigt habe, dass die eigene Geschichte und der Werdegang des deutschen Volkes poesiereiche und uns verwandter anmuthende Gestalten aufzeigen; erklärte Freytag, so allein wolle er seine „Ahnen“ betrachtet sehen, durchaus nicht wie eine neue Auflage seiner culturhistorischen Bilder; „mein Buch will Poesie enthalten.“ Von diesem Gesichtspuncte aus gemessen, wird man den beiden ersten Abtheilungen des Werks, insbesondere dem „Ingo“ den Preis zugestehen müssen. Schon in den „Brüdern vom deutschen Hause“ fehlte die Einheit; als die grossen Gestalten des Hohenstaufen Friedrich und des Meisters Hermann von Salza eingeführt wurden, traten dieselben alles beherrschend so sehr in den Vordergrund, dass von dem Helden Ivo durch mehrere Capitel gar keine Rede mehr war. Dafür war die culturhistorische Schilderung des Ritterthums, des Minnegesangs, der Kreuzfahrten ebenso vortrefflich, als die Charakteristik des Hermann von Salza und des zweiten Friedrich. Die Rede des Deutschmeisters, mit welcher Ivo zur Kreuzfahrt geworben wird, die Unterredungen zwischen Hermann und Friedrich, wo der Kaiser mit dem silbernen Becher und die drei Religionen mit Thon-

krügen verglichen werden, sind meisterhaft und entschädigen reichlich für das Zurücktreten des Helden.

Auch im „Marcus König“ sind vortreffliche culturhistorische Bilder. Die erste Stelle unter denselben nimmt wol die Schilderung der deutschen Landsknechte ein, deren Fahnenträger Junker Georg in schwerer Zeit werden muss. Man erhält ein lebendiges Bild von diesen eigenthümlichen Genossenschaften, die für Geld ihre starken Knochen zu Markte tragen, von ihren sonderbaren Gesetzen und Sitten, von der Mischung von Treue, Hingebung und Tapferkeit auf der einen, von Wildheit, Rachsucht, Schelmerei und Lasterhaftigkeit dieser „argen Unfläther“ auf der anderen Seite. Ebenso anschaulich erscheint der Zustand des deutschen Ordens im Anfange des 16. Jahrhunderts, seine Verkommenheit trotz seines Werthes für die deutsche Geschichte. Auch von der Weichselstadt Thorn erhält man ein deutliches Bild. Dort herrscht — eine Nachwirkung des preussischen Städtekrieges — der Hass der egoistischen Bürger gegen die Stammesgenossen und einstigen Herren; noch regiert eine kleine patricische Oligarchie, die unter der schwachen Fremdherrschaft der Polen ihre mercantilen Interessen besser gesichert glaubt, als unter der Gewalt selbstsüchtiger Pfleger des deutschen Ordens; sie weiss auch ihre Herrschaft durch rechtzeitige Zugeständnisse an die mächtig gewordenen Zünfte der Neustadt zu behaupten und inneren Hader auch im Innern selbst zu beseitigen. Weniger gelungen ist die Schilderung vom Zustand der Gemüther beim Hereinbrechen der deutschen Reformation; aber diese Zeit ist auch so gewaltig gross, man braucht nur einen Blick auf Kaulbachs berühmtes Gemälde vom Zeitalter der Reformation zu werfen, um sich die Schwierigkeit zu vergegenwärtigen, die jedem entgegentreten wird, der dieses alles in einen Rahmen zu bringen versucht. Immerhin hätte das glaubensvolle Ringen der Seelen nach der reinen Lehre und dem inneren Frieden deutlicher geschildert werden müssen. Eigentlich spiegelt sich dieser grösste Kampf jener Zeit nur in einer Frauenseele wieder, Luther selbst erscheint wie ein deus ex machina, der starre Papist Marcus König wird etwas unmotivirt in einen Protestanten umgewandelt, Georgs Wandlung ist eine allgemein menschliche, keine speciell durch die Reformationszeit bedingte.

An dem einheitlichen Helden fehlt es diesem Bande der Freytagschen Dichtung, die Idee des Helden ist zwischen Georg und Marcus gespalten. Im Georg erkennen wir den Nachkommen des Ingo, Immo und Ivo wieder. Es ist dieselbe frische unmittelbare Natur, derselbe Muth, dieselbe Treue. Auch an den grossen Bewegungen und Ereignissen der Zeit nimmt er nicht selbstbewussten Antheil, noch von vorn herein klare Stellung. Der Zufall, die Liebe, der „dunkle Drang“ führen ihn auf die rechte Seite und zu seiner wahren Bestimmung. Dabei hat Georg schon etwas davon an sich, was Freytag für den letzten Enkel voraussagt, er lebt „ohne viel um Thaten und Leiden seiner Vorfahren zu sorgen.“ Mit dem Vergessen der Vergangenheit geht es so weit, dass Henner von Ingersleben, der Nachkomme des treuen Ritters Lutz, seine Ahnen für die Herren des alten Ivo von Ingersleben halten kann und darin keinen Widerspruch findet. Man kann sich auch eines schmerzlichen Vermissens nicht enthalten, dass Marcus König, dem seines Lebens Räthsel auf der alten Idisburg gelöst wird, so ganz ohne Ahnung der Vergangenheit an jener Stelle vergeht, wo Ingo „der grosse König der Vandalen aufwärts stieg zu seinen Ahnen.“ Aber wahr ist es doch, die gegenwärtigen Geschlechter wissen nichts von ihrer uralten Vergangenheit, ja sie wollen von derselben kaum etwas wissen.

Georgs „Traute“, Anna, des humanistischen Magisters Fabricius einziges Töchterlein, ist nicht bloss die weibliche Hauptfigur dieses Romans, sondern auch unter allen Heldinnen der „Ahnen“ eine der anmuthigsten, liebenswerthesten und gehaltvollsten. Sie gehört schon von ihrer Heimath Kursachsen her zu jenen „Verdammten“ und Ketzern, „die sich auch vor den Heiligen fremdländisch halten.“ Aber Georg hat Recht, sie ist „sicher fromm“, sie gehört zu jenen tiefen Frauennaturen der Reformationszeit, in deren Herzen das Evangelium und die reine Lehre von Wittenberg her tief Wurzel geschlagen. Wie sicher weiss Anna in allen ernsten Fragen das Rechte zu treffen z. B. in ihrem Tadel gegen Georg: „Es war vielleicht noch grössere Sünde den Engel zu spielen als den Teufel.“ Obgleich Anna in ihrer natürlichen Hoheit und Anmuth „einem Heiligenbilde gleicht“, so fällt ihr Herz doch bald Georg zu, der an Erkenntniss und Willen tief unter ihr steht, aber im Drange der Zeiten ihrer je

mehr und mehr würdig wird. Sie ahnt seinen innern Werth und fühlt sich stark zu ihm hingezogen, dennoch will sie sich ihm versagen, aber ihr Herz sagt dazu kein Ja. „Ich armes Käuzlein kleine, wo soll ich fliehen hin, ich muss mich von dir scheiden, ganz traurig ist mein Sinn, es geschah mir nie so Leides. Ade, ich fahr' dahin“ in diesem alten Volkslied findet ihr innerer Kampf seinen Ausdruck. Und als nun Georg für ihren Vater eintritt, als er gegen das Ketzengericht der Dominikaner und Polen sein Leben wagt, als der Flüchtling mit dem verbannten Magister auf dem Weichselschiff zusammentrifft, da sinkt Anna an seine Brust und verlobt sich ihm vor den Augen ihres erstaunten Vaters. Aber die Freude währt nicht lange, das Schiff wird von Landsknechten festgehalten und beraubt, Georg ist nach tapferer Gegenwehr ein Gefangener der räuberischen Rotte, an dessen Leib und Leben der verwundete Landsknecht Peter ein Recht hat. Anna soll in das Haus eines wüsten Ordensvogtes gebracht werden. Es bleibt kein anderes Mittel zur Rettung, als dass Georg der Fähnrich der Landsknechte wird und Anna gemäss dem Gebrauch der Knechte sein Weib. Georg schwankt, aber unter dem Gesang der Kinder „o Liebste mein, Leib und Seele verkaufe ich, dein junges Leben rette ich, ich will dich nicht verlassen“ ist sein Entschluss zur Reife gediehn. Aber Anna empfindet Grauen vor der gegen die Sitte streitenden Vermählungsart, auch wendet sich ihr frommes Herz von dem Geliebten ab, dem der „unholde Ruf: thu' Busse“ widerwärtig ist, und der viel lieber auf die Nachtigall hört, die da unablässig singt: „lustig, ihr lieben Leut', ach, wie ist es schön in dieser Welt“. Erst als sich Georg zum zweiten Male für Anna und deren Vater opfern will, die er loskaufen möchte, während er selbst bei den Knechten zurückbleiben muss, da wird Anna von ihrer Liebe übermannt, sie giebt sich dem „über alles Geliebten“ zu eigen und „vom Weiher klingt schmetternd wie Siegesruf Gesang der Nachtigallen“. Aber der Besitz der Geliebten hat den leichten Sinn Georgs noch nicht verändert, die innere Wandlung vollzieht sich erst, der Ruf „Herr, mein Gott“ ringt sich erst in jenem grossen Augenblicke aus seiner Seele, als ihm wie „ein Geschenk Gottes“ sein erstes Kind entgegengehalten wird. Da erschrickt er vor „Gottes Wunder“ und ihm „erbebt das Herz“. Erst da erkennt er, dass nun sein Leben „einem Amte gleicht, das ihm übergeben war, damit er

Gottes Wunder ehrlich gross zöge.“ Doctor Martinus hat ganz Recht: „euer Bündniss ist vor Gott eine rechte Ehe“; und als recht hat sie sich bewährt in Jahren der Trauer und des Kampfes, die Georg in Folge der Starrheit seines Vaters durchzukämpfen hatte. Trotzdem, dass Georgs Geschichte sich wie der rothe Faden durch das ganze Buch hindurchzieht, ist dennoch nicht der Sohn Georg, sondern der Vater Marcus, von dem viel weniger gehandelt wird, und der oft lange Zeit ganz zurücktritt, der eigentliche Held des Romans. Marcus ist eine politische Natur von jener Zähigkeit und Gluth, wie sie nur in Ländern gewonnen werden, wo ernstlich im nationalen Kampf gerungen wird. Es erschien mir schon früher als ein glücklicher Griff Freytags, dass er das Geschlecht Ivos, welches bisher nur im Herzen Deutschlands gelebt hatte, an die Grenzmarken versetzte; und dass er es grade in jene Lande führte, welche die rückfluthende Völkerwanderung erst wieder deutsch gemacht und welche — statt der alten Franken, Schwaben und Sachsen — unter den deutschen Stämmen der Neuzeit staatsbildend zu wirken berufen worden sind. Durch den Schauplatz ist uns dieser Band der „Ahn“ auch näher liegend als die früheren, das wird jeder empfinden, der einmal betrachtend von den Zinnen der Marienburg in's Land geschaut und die Bewohner dieser beiden preussischen Provinzen näher kennen gelernt hat.

Marcus König, dessen Ahnen die ersten Burgmannen von Thorn geworden waren; dessen unglücklicher Ahn Ludolf Hochmeister des deutschen Ordens gewesen, aber vergeblich gegen die Uebermacht der Littauer angekämpft hatte; dessen Vater für das deutsche Wesen in Thorn auf dem Blutgerüst gestorben war; — dieser Marcus erwählte als die beiden Leitsterne für sein Leben die letzten Worte seines Vaters „du wirst mich rächen, Marcus“ und die Parole „die Ordensfahne soll wieder über der Burg von Thorn wehen“. Marcus war ein Kaufmann und ein sehr reicher Kaufmann, aber all' sein mühsam zusammengetragenes Gold galt ihm nur als Mittel zur Erreichung dieses einen Doppelzweckes, er gab es willig hin für das politische Ziel seines Lebens. Der Orden war ja verderbt und schlecht geworden, war aber darum die Empörung der preussischen Städte gegen den alten Oberherrn berechtigt? war es berechtigt, dass sich Deutsche gegen Deutsche mit dem weissen Adler von Polen verbanden? Auf welcher Seite

der Dichter steht, zeigt er selbst in der Einleitung in dem Gleichniss von den schiffbrüchigen Matrosen, welche auf den schlechten Schiffsmeister zurückschauten „mit finsterem Groll, der vielleicht verstärkt wurde durch geheime Mahnung des Gewissens.“ Marcus König hat inmitten Andersgesinnter gelernt, die Pläne seines Lebens im tiefsten Winkel seines Herzens still zu bewahren; er verbirgt sie selbst vor dem Sohne, der nicht einmal weiss, ob der Vater wünschen werde, dass er sich für einen Deutschen halte gegen die Polen; er verbirgt sie auch vor dem frühern Geschäftsfreunde, seinem Schwager und Bürgermeister, der den Vorwurf erhebt, dass Marcus bei schwerer Zeit „in Rede und That so wenig Hass und Liebe erkennen lässt“, der aber doch den Marcus durchschaut und insgeheim dessen Pläne durchkreuzt. Den jungen Hochmeister Albrecht von Brandenburg, den Hohenzoller hat sich Marcus zum rechten Ausführer seiner Pläne ersehen, er hat ihn lange schon insgeheim durch Briefe an des Ordens grosse Aufgabe gemahnt und ihn kräftig ermuntert. Da, als der Rath von Thorn selbst den Hochmeister als Gast in des Kaufmanns Haus sendet, da erscheint die entscheidende Stunde. Von welcher Hoheit, welch' kühnem Gedankenfluge zeugen die Worte des Kaufmanns: „kämpfen zwei Adler mit einander in freier Luft, so wird der den Gegner niederstossen, welcher am höchsten fliegt.“ Darum räth Marcus, der Hochmeister möge Thorn, die „Pforte des Weichselstromes“ mit Kriegsmacht einnehmen, sich mit Danzig vertragen und auf diese Weise das ganze Weichselland, ganz Westpreussen, das erst seit fünfzig Jahren den Polen huldigt, als freies Besitzthum wieder an sich reissen. Von der Kühnheit und Begeisterung des Kaufmanns wird der junge Hochmeister mit fortgerissen. Als Marcus ihm sein ganzes grosses Vermögen zur Erreichung dieses Zweckes zu Füssen legt, als er schwört, seine Vaterstadt „von der Schuld des alten Treubruchs zu lösen“; da gelobt auch der Hochmeister, er wolle lieber seiner Schwurhand quitt werden, als dem Polen dienen. Und nun beginnt der Kampf des Ordens gegen die Polen von Neuem, wie von unsichtbarer Kraft werden die Thaten des jungen Albrecht gelenkt, aber alsbald erlahmt der Kämpfer; Marcus König verliert sein Gold, er verliert zeitweilig auch seinen Sohn; er verliert sein Vertrauen auf den Hochmeister, der sich als Vasall der Krone Polen zum weltlichen Herzog von Ostpreussen machen lässt; er verliert die

Liebe zu seiner alten Vaterstadt, in der seine Ahnen 300 Jahre gelebt; er verliert den Glauben an die Kraft seiner Heiligen, denen er, getreu dem Mahnruf des sterbenden Meisters Ludolf, mit ganzer Energie vertraut hat; — da bleibt nur Eines noch in seiner Seele übrig: der Hass gegen den wortbrüchigen Fürsten Albrecht. Selbst als er seinen Sohn wiedergefunden und Anna als seine Tochter aufgenommen, selbst als er das Evangelium des Friedens erkannt hat; schreckt ihn dieser Hass von dem Mahle des Friedens zurück, und erst Doctor Martinus selbst kann das harte Herz beugen, indem er ihn zum Bekenntniss zwingt, dass er, Marcus selbst untreu gewesen ist gegen die Obrigkeit seiner Stadt, gegen seinen lieben Sohn, gegen seinen vertrauten Knecht. Tiefe politische und religiöse Weisheit klingt aus den Worten, die zum Schluss Dr. M. Luther zum alten Marcus König auf der Ehrenburg zu Coburg redet. Luther löst das Lebensräthel des Marcus und deutet ihm das Lebensziel eines rechten Mannes: „Er soll bescheiden seinem Gott vertrauen. Ich bin ein deutscher Mann wie ihr, und Gott weiss, dass ich meinem Volk das Beste gönne; aber ich sage euch, vor dem allmächtigen Gott steht die Frage nicht so, wie ihr sie gestellt habt, ob Deutscher oder Pole, sondern sie steht so, ob echter Glaube oder teuflische Verblendung. Wenn die Polen Gottes Wort annehmen und treu bewahren, so werden sie und ihre Herrschaft fröhlich gedeihen und euren Landsleuten wird es frommen, in Eintracht mit ihnen zu leben. . . Sind die Deutschen besser in Glauben und Gewissen, so mögt ihr vertrauen, dass sie auch tüchtiger auf der Erde sein werden und dem Herrn liebere Kinder Eva als die Polacken, wenn diese ungewaschen und strotzig bleiben.“

Die Weichselstädte haben auch in der Folgezeit ihr Gedeihen unter dem polnischen Adler gesucht und 306 Jahre lang unter Verwirrung und Polonisationsversuchen leiden müssen. Das ist nicht ohne Zulassung des höchsten Lenkers der Geschichte geschehen. „Denn wie die Erze vom Hammer, so ward das lock're Geschlecht gehauen durch Noth und durch Jammer zu festem Eisen recht.“ Vielleicht wurden die Bewohner von Preussen grade durch diese Geschieke so tüchtig und treu, wie sie in der Folgezeit, namentlich in den Freiheitskriegen erfunden wurden. Gott der Herr ist es, der „Deutsche und Polen nacheinander auf denselben Grund säet, gerade die Frucht, welche er für seine

himmlische Wirthschaft bedarf.“ Aber es bleibt dabei: der endliche Sieg wird dem zufallen, „welcher in Glauben und Gewissen tüchtiger ist.“

Marcus König ist kein spannender Roman, er enthält wenig Scenen, viel weniger als die früheren Abtheilungen der „Ahn“, bei deren Lesen uns alle Fibern zittern. Aber die ernstesten Fragen, die im Marcus König tiefer und schöner als in den vorhergehenden Theilen gelöst werden, sind auch nicht Fragen für erregte Sanguiniker oder Schwärmer, sondern für bewusst und sicher kämpfende Männer. Wer von diesem Standpuncte aus an Marcus König herantritt, wird hohen Genuss erlangen.

Heinrich Seesemann.